

Andrea S. Kuhnke

**Zoe und Zarin**  
und der magische Wappenring

Engelsdorfer Verlag  
Leipzig  
2018

Bibliografische Information durch  
die Deutsche Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
[www.ddb.de](http://www.ddb.de) und <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96145-264-4

Copyright (2018) Engelsdorfer Verlag

Alle Rechte bei der Autorin Andrea S. Kuhnke  
Co-Autorin: Gabriele Kuhnke  
[www.kuhnke-buch.de](http://www.kuhnke-buch.de)

Lektorat: Birgit Rentz  
[www.fehlerjaegerin.de](http://www.fehlerjaegerin.de)

Umschlaggestaltung: Christoph Clasen  
Umschlagbild: Christoph Clasen  
[www.christophclassen.de](http://www.christophclassen.de)

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)  
[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

13,90 EUR (D) 14,30 EUR (A)

# Eingesperrt

Anno 1318



Die Strahlen der aufgehenden Sonne ließen die grüne Fahne, die auf dem Bergfried der Burg Falkenauge wehte, hell aufleuchten. Das Tuch der Flagge war mit dem Wappen der Burgherren von Falkenauge bestickt, ein Wanderfalke mit ausgebreiteten Flügeln, der aus seinen Augen Blitze schleuderte.

Die Sonnenstrahlen wanderten über das rote Ziegeldach des Palas und versuchten die Butzenscheiben der Kemenaten zu durchdringen.

Zoe von Falkenauge schlug die Augen auf und betrachtete blinzelnd die tanzenden Kringel des Sonnenlichts auf dem Bettvorhang. Mit einem kräftigen Ruck zog sie den Vorhang beiseite und sprang aus dem Bett. Barfüßig hüpfte sie über die Holzdielen zum Fenster und stieg auf die Seitenbank in der Fensternische. Die grünen, gewölbten Butzenscheiben verhinderten die Sicht nach draußen. Zoe riss den Fensterflügel weit auf.

Tief unten im Tal glänzte das silberne Band des Flusses, der sich wie ein Wurm zwischen den Bergen dahinschlängelte. Ihre scharfen Augen entdeckten ein Boot mit einem roten Segel, das flussabwärts auf den Anlegesteg des Dorfes zuhielt. In der klaren Morgenluft hörte sie die Hähne im Tal

laut krähen. Das Dorf erwachte und hölzerne Fensterläden wurden zurückgeschlagen. Die Bauern kamen aus ihren Häusern. Sie gingen zur Arbeit auf die Felder oder in die Weinberge.

Als sich das Boot dem Ufer näherte, begann sein rotes Segel zu flattern. Sacht legte es am Steg an und die Schiffsleute luden Holzfässer aus.

Zoe freute sich. Bald war es wieder so weit. Dann wurden im Weinberg die reifen, grünen Trauben gepflückt und im Burghof in einen großen Bottich geschüttet. Es machte Spaß, mit nackten Füßen darin herumzustampfen und den Saft aus den Trauben zu quetschen, bis nur noch die Kerne und die Häute der Trauben übrig waren. Der so gewonnene Fruchtsaft wurde in Holzfässer gegossen und begann darin zu gären. Wie durch Zauberei wurde nach einiger Zeit aus dem Traubensaft Wein.

Auf dem Marktplatz des Dorfes erschienen die ersten Händler mit ihren Ochsespannen und präsentierten ihre Waren. Gänse, Enten und Schweine wurden von ihren Besitzern mit lautem Gejohle zum Verkauf auf den Markt getrieben. Zoe stellte sich vor, wie es sein würde, zwischen den einzelnen Ständen herumzulaufen und mit den anderen Kindern Fangen zu spielen. Genauso aufregend musste es sein, zwischen den hohen Gräsern und Blumen der Feldwiese Verstecken zu spielen. In den elf Jahren, die sie jetzt zählte, hatte sie die Burg noch nie verlassen dürfen, und alles, was sie über das Leben im Dorf wusste, hatten ihr die Mägde und ihre Amme Magdalen berichtet.

Manchmal, wenn wieder einmal die Neugier in ihr erwachte, schlich sie zum Burgtor und versuchte hinauszuhuschen. Doch jedes Mal versperrte ihr der Wächter mit seiner Lanze den Weg. Alles Bitten nützte nichts. Der Wächter hielt sich streng an den Befehl der Burgherrin, Zoe nicht hinauszulassen. Auch wenn sie nicht angekettet im Verlies lag, sondern sich in der Burg frei bewegen konnte und genug zu essen bekam, fühlte sie sich wie eine Gefangene.

Der Kaplan, der regelmäßig in der Burgkapelle die Messe las und sehr gebildet war, unterrichtete Zoe in Lesen, Schreiben, Rechnen und Latein. Zudem unterwies die Mägde sie in Nähen, Weben und Sticken. Auf diese Weise lernte Zoe alles, was eine adelige Dame wissen musste.

Dennoch fühlte sie sich einsam und wünschte sich nichts sehnlicher, als die Burg zu verlassen, um die Welt jenseits der dicken Mauern kennenzulernen.

Während sie aus dem Fenster sah, fiel ihr Blick auf das Haus ihrer Amme Magdalen. Es stand etwas abseits am Rande des Dorfes und war eher eine Hütte als ein Haus. Gefolgt von ihrer ältesten Tochter Anna trat Magdalen aus der Tür. Beide hielten Ledereimer in den Händen und gingen in Richtung Marktplatz, um Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen.

Mit ihrer Amme verband Zoe ihre erste Erinnerung. Als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war, hatte sie sich eines Tages bei einem Sturz auf dem Burghof das Knie aufgeschlagen. Niemand

anderes als Magdalen war es gewesen, die herbeigeilt war, sie in den Arm genommen und die Wunde mit Spitzwegerich bedeckt hatte, von dem eine heilende Wirkung ausging.

An ihre Eltern hatte Zoe nicht die leiseste Erinnerung. Zu ihrem Kummer wusste sie nicht einmal, wie sie ausgesehen hatten.

Schließlich war da noch ihre Tante Morphia, die gestrenge Burgherrin, die als kalt und unnahbar galt. Nicht ein einziges Mal hatte sie Zoe gestreichelt oder nette Worte zu ihr gesagt. Ebenso wie die Bediensteten fürchtete sich auch Zoe vor ihr, und viel lieber würde sie in der ärmlichen Hütte der Amme zusammen mit deren fünf Kindern wohnen als hier in der Burg mit ihrer schrecklichen Tante.

»Zoe, wo bleibt mein Morgenbrei?«

Zoe zuckte zusammen und wandte sich vom Fenster ab. »Ich hole ihn sofort, Tante Morphia.« Rasch zog sie ihr knöchellanges, weißes Unterkleid aus Leinen über den Kopf. Darüber streifte sie das langärmelige, weinrote Überkleid aus Samt, das am Halsausschnitt mit feinen Stickereien verziert war.

Die Magd kam herein und betrachtete sie kritisch. »Ihr solltet mehr auf Euer Äußeres achten, Zoe«, schimpfte sie. »Wo ist Euer Gürtel?«

Zoe drehte sich einmal im Kreis und sah den Ledergürtel in der Fensternische liegen. Mitsamt dem Täschchen, das an ihm befestigt war, schlang sie ihn um ihre Taille und raffte auf diese Weise ihr weites, lose fallendes Kleid zusammen.

»Setzt Euch auf den Schemel, damit ich Euch kämmen kann.«

Nachdem Zoe Platz genommen hatte, zog die Magd einen eng gezähnten Kamm aus dem Beutel an ihrem eigenen Gürtel, umfasste Zoes widerpenstige Haare im Nacken und zog den Kamm rücksichtslos hindurch.

»Au!« Zoe fiel es schwer stillzuhalten.

»Sitzt ruhig!«, schimpfte die Magd. »Je mehr Ihr herumzappelt, desto länger dauert es.« Sie steckte den Kamm in den Beutel zurück und knüpfte Zoe ein rotes Stirnband um den Kopf, damit ihr schulterlanges Haar nach hinten gehalten wurde und es ihr nicht fortwährend ins Gesicht fiel.

Froh, das lästige Kämmen überstanden zu haben, sprang Zoe vom Schemel auf.

»Wartet!«, rief die Magd. »Eure Schuhe!«

Zoe streifte die handgenähten ledernen Schuhe über die nackten Füße, öffnete die Tür und rannte durch die Ahnengalerie zur Treppe.

Die Küche befand sich im Erdgeschoss neben dem Rittersaal. Über dem offenen Feuer hing an Eisenketten ein großer Kessel unter dem Kamin.

Nachdem Zoe den Raum betreten hatte, füllte eine der Küchenmägde Getreidebrei in einen Holznapf und reichte ihn ihr. Zoe bedankte sich, nahm einen Holzlöffel vom Bord und brachte den Napf zur Kemenate der Burgherrin. Auf ihr Klopfen hin öffnete eine Magd. Zoe wollte ihr den Napf in die Hand drücken und schnell wieder davoneilen, doch die strenge Stimme ihrer Tante hielt sie zurück.

»Stellt die Schale auf den Tisch, Zoe!«

Widerwillig betrat Zoe das Gemach. Irgendwie war es ihr hier nicht geheuer. Neben einem großen

Himmelbett standen zwei hölzerne Truhen. An der hinteren Wand hingen Gemälde, die ihre Tante selbst gemalt hatte. Die Fratzen der Teufel und Hexen, die auf ihnen abgebildet waren, wirkten unheimlich und flößten Zoe Angst ein.

Vom Gemach führte eine Tür in einen angrenzenden Raum, in dem Morphia ihre Kunstwerke herstellte. Diesen konnte sie auch von der Ahnengalerie aus betreten. Zoe war froh, dass ihr eigenes Gemach am anderen Ende der Galerie lag.

Morphia stand neben einem leeren Bilderrahmen in der Fensternische. Dass ihr Körper lang und dürr war, konnte auch ihr weit fallendes Kleid nicht verbergen. Ihre schwarzen Haare hatte sie fast gänzlich unter einem Kopftuch versteckt. Ihr hageres Gesicht mit der Hakennase, den kleinen, dunklen Augen, dem spitzen Kinn und den herabhängenden Mundwinkeln verlieh ihr ein mürrisches Aussehen. Zoe hatte immer das Gefühl, vor ihr auf der Hut sein zu müssen.

Nur zögernd näherte sie sich ihrer Tante und stellte den mit Brei gefüllten Napf auf den Tisch. Dabei fiel ihr Blick auf eine mit Eisenbeschlägen versehene Schatulle aus Holz, die nahe der Tischkante stand und die sie noch nie zuvor im Gemach ihrer Tante gesehen hatte. Neugierig betrachtete sie das Holzkästchen, in dessen gewölbten Deckel auf kunstvolle Weise das Wappen der von Falkenauge geschnitzt war. Zoe nahm es in die Hand und strich behutsam über die Schnitzerei, die einen Wanderfalken mit ausgebreiteten Flügeln darstellte, aus dessen Augen Blitze zischten. Aufgeregt stellte sie

fest, dass es das gleiche Bild war, das auch ihr Wappenring zeigte. »Gehörte das Kästchen meiner Mutter?«, fragte sie verwundert. »War es ihre Schmuckschatulle?«

Mit drei schnellen Schritten eilte Morphia an den Tisch und riss Zoe das Kästchen aus der Hand. »Nein, sie gehört mir!«, keifte sie und befahl der Magd, die Schatulle auf die Truhe zu stellen. Dann setzte sie sich auf einen Stuhl, griff blitzartig nach Zoes Handgelenk, hielt es fest und starrte begierig auf den goldenen Wappenring an ihrem linken Ringfinger. »Ein sehr schöner Stein, der grüne Jaspis«, sagte sie neidvoll. »Für meinen Finger ist der Ring leider noch zu eng.«

»Er gehört ja auch mir«, antwortete Zoe patzig und zog ihre Hand zurück. Verärgert über ihre Tante betrachtete sie das Amulett, das an einer goldenen Kette um deren Hals hing. Sie hatte ihre Tante noch nie ohne den Anhänger gesehen. Auf einem dicken roten Rubin war der Teufel abgebildet – mit Hörnern, Flügeln und Pferdefuß.

Morphia, die Zoes Blick bemerkte, ließ abrupt deren Handgelenk los und umspannte den Rubin mit ihrer Hand. »Mein Edelstein besitzt magische Kräfte«, erklärte sie spöttisch. »Er ist wertvoller als Euer Wappenring.«

»Aber warum ist Satan darauf abgebildet?«, fragte Zoe.

»Er hilft mir gegen das Böse.«

Satan kann doch nicht gegen das Böse helfen, dachte Zoe zweifelnd. Nur einem Engel ist das möglich.

Morphia schien Zoes Gedanken zu erraten. Sie lachte hämisch und wedelte mit der Hand, als wollte sie Zoe wie eine lästige Fliege fortscheuchen. »Geht in Euer Gemach und arbeitet an Eurer Stickerei, damit endlich das Kissen fertig wird!«, befahl sie unfreundlich. »Mein nächstes Kunstwerk muss leider noch etwas auf sich warten.« Hinterhältig blickte Morphia zum leeren Bilderrahmen in der Fensternische.

Froh, entlassen zu sein, verspürte Zoe jedoch keine Lust, an einem sonnigen Tag wie diesem allein in ihrem dunklen Schlafgemach in der Fensternische zu sitzen und Blumen auf ein Stück Leinen zu sticken.

»Ihr seid viel zu ungeduldig«, hatte die Magd ihr vorgeworfen, weil sie sich immer wieder in den Finger stach und so ungeschickt war, dass sich das Garn verhedderte.

Trotzig schob Zoe die Unterlippe vor. Ihre Tante hatte ihr nichts zu befehlen. Sie war zwar Burgherrin, aber nur, weil ihre Eltern tot waren. Wenn sie, Zoe, erwachsen war, würde sie selbst Burgherrin sein. Dann müsste ihre Tante sich nach ihr richten. Zoe malte sich aus, wie sie sie von der Burg verbannen würde. Das erheiterte sie so sehr, dass sie vergnügt durch die Ahnengalerie hüpfte, die Treppenstufen hinabsprang und nach draußen rannte. Sie lief am Brunnen vorbei durch den mit Efeu berankten Torbogen zum Vorhof.

# Gemobbt

## Gegenwart



Hajo Grundmann, der Klassenlehrer der 6A, knallte die korrigierten Arbeitshefte auf den Tisch – die erste Mathearbeit seit den Sommerferien.

»Hinsetzen!«, brüllte er.

Auch ohne das Gebrüll konnte Zarin ihm ansehen, dass er sauer war.

Zarin Falkenau, ein schlanker Junge, der für seine elf Jahre etwas klein geraten war, trug blaue Bermudashorts und ein weißes T-Shirt mit einem Aufdruck seines Katers Carlo. Er hatte kurze, blonde, lockige Haare, eine leicht gekrümmte Nase und weiße, ebenmäßige Zähne. Seine Mutter behauptete, die gesunden Zähne habe er ihr zu verdanken, weil sie immer darauf geachtet habe, dass er sie bereits als Kleinkind gründlich putzte.

Die Mädchen und Jungen der 6A rannten zu ihren Plätzen, setzten sich und blickten Hajo erwartungsvoll an. Der Klassenlehrer hatte nichts dagegen, wenn seine Schüler ihn beim Vornamen nannten.

»Au!« Genervt drehte Zarin sich zu Luc um, der am Tisch hinter ihm saß und ihm ein Lineal schmerzhaft in den Rücken bohrte.

»Ruhe!«, donnerte Hajo. Er nahm die Hefte in die Hand und schritt die Tischreihen entlang. Vor

Connor blieb er stehen, nahm das oberste Heft vom Stapel und warf es ihm auf den Tisch. »Connor, zu deiner Mathearbeit fällt mir nichts ein. Nicht eine einzige Aufgabe hast du richtig gelöst.«

Connor verzog keine Miene. Er hasste die Schule, und er hasste Hausaufgaben. Bruchrechnung betrachtete er als verschwendete Zeit.

»Wenn du so weitermachst, wirst du das Klassenziel nicht erreichen. Reiß dich mal zusammen. Du kannst es sicherlich, wenn du nur willst.«

Hajos Kommentar ignorierend, machte Connor ein unbeteiligtes Gesicht und schwieg. Hajo konnte ihn gernhaben mit seinem Gequatsche. Um den Lehrer zu ärgern, fischte er zwei Gummibärchen aus der Hosentasche seiner zerlöchernten Jeans, stopfte sie gelangweilt in den Mund und kaute laut schmatzend darauf herum. Seine Zähne waren von Karies zerfressen. Den rechten oberen Schneidezahn hatte er eingebüßt, als sein Vater volltrunken einen Keramikbecher nach ihm geworfen hatte. Schließlich zog er sein schwarzes Basecap mit Totenkopf-Emblem aus der Tischablage hervor und setzte es herausfordernd auf seine strähnigen, vor Fett triefenden Haare.

Hajo, der sich nicht provozieren ließ, tat, als merke er nichts, und wandte sich Spock, Connors Tischnachbarn, zu. »Spock, äh, Benjamin«, verbesserte er sich rasch. Jetzt war ihm doch tatsächlich Benjamins Spitzname herausgerutscht. »Leider hat es diesmal nur zu einer Vier minus gereicht.«

»Faszinierend!«, hauchte Spock und kniff enttäuscht die Lippen zusammen. Er hatte sich echt

Mühe gegeben, aber mit Bruchrechnung stand er auf Kriegsfuß. Dabei hielt er sich im logischen Denken für unschlagbar. Was das betraf, eiferte er seinem Vorbild, Mr. Spock aus den Star-Trek-Filmen, nach. Das ging zum Kummer seiner Mutter so weit, dass er auch dessen Äußeres nachahmte. Mal abgesehen davon, dass er klein und stämmig war und von Geburt an abstehende Ohren hatte, strich er sich jeden Morgen seine strubbeligen schwarzen Haare mit Unmengen von Gel dicht an den Kopf. Seine Lieblingskleidung bestand aus einem blauen T-Shirt und einer schwarzen Hose. Spock träumte davon, mit der Enterprise in ferne Galaxien zu fliegen und auf einem Stern seinen Vater wiederzutreffen, der vor einem Jahr bei einem Autounfall ums Leben gekommen war.

»Luc, eine glatte Fünf«, verkündete Hajo.

Luc trug einen Igelhaarschnitt, was praktisch war, denn so konnte er sich das Kämmen sparen. Er war groß und spindeldürr wie ein Model, und weil seine Brille ihm mal wieder, wie so oft, auf die Nasenspitze gerutscht war, rückte er diese zurecht und nahm seufzend sein Heft entgegen. Eine Fünf bedeutete Taschengeldentzug und einmal mehr auf seine drei jüngeren Geschwister aufzupassen. Pech, dass er das älteste von vier Kindern war. Lucs Vater, der beruflich als Straßenbauer tätig war, kam nur an den Wochenenden nach Hause. Seine Mutter, die halbtags in der Kindertagesstätte arbeitete, konnte die vierjährigen Zwillinge dahin mitnehmen. Die sechsjährige Lotte zur Grundschule zu bringen war Lucs Aufgabe. Anschließend hetzte er immer

zur Gesamtschule, die er seit einem Jahr besuchte. Im Haushalt musste er tüchtig mithelfen, da blieb kaum Zeit zum Lernen.

Als Letztem reichte der Klassenlehrer Zarin sein Arbeitsheft. »Nur Zarin hat eine sehr gute Arbeit abgeliefert. Wenigstens einer von euch hat kapiert, worum es geht.«

Zarin schlug sein Heft auf. »Sehr gut«, stand unter seiner Arbeit. Er kam nicht dazu, sich darüber zu freuen, denn Connor und Spock zischten wiederholt: »Streber!«, während Luc ihm bis zum Ende der Stunde immer wieder das Lineal in den Rücken stocherte. Zarin schluckte. Er wusste nicht, warum die drei es auf ihn abgesehen hatten. Seit er mit ihnen in einer Klasse war, mobbten sie ihn. Obwohl er versuchte, ihnen aus dem Weg zu gehen und sie nicht zu beachten, lauerten sie ihm trotzdem ständig auf und freuten sich, wenn er aus Angst vor ihnen davonrannte.

Als es zum Schulschluss klingelte, packte Zarin hastig seinen Rucksack, griff nach dem blauen Sportbeutel und sprang auf, um als Erster die Klasse zu verlassen.

»Zarin, warte einen Augenblick!« Hajo hielt ihn am Arm fest. »Ich möchte dich zu deiner guten Mathearbeit beglückwünschen. Sehr gute Leistung. Du bekommst von mir ein Extrasternchen.«

»Danke«, würgte Zarin hervor.

Den kurzen Moment hatten Connor, Luc und Spock genutzt, um vor ihm die Klasse zu verlassen.

Auf dem Schulhof spähte Zarin wachsam in alle Richtungen, doch zu seiner Erleichterung ließen

sich die drei nicht blicken. Hoffentlich waren sie schon nach Hause gegangen.

Das Einfamilienhaus, in dem er mit seinen Eltern wohnte, war nicht weit entfernt. Es stand in einem Neubaugebiet am Fuße des Weinbergs. Er brauchte nur die Straße bis zur Kreuzung hinunterzugehen und in die Burgstraße einzubiegen. Die Burgstraße war eine Sackgasse und endete in einem Feldweg, der sich, an Weinstöcken vorbei, den Hügel zur Burgruine hinaufzog. Das letzte Haus am Wendepunkt gehörte seinen Eltern.

Zarin war froh, dass er den Heimweg unbehelligt geschafft hatte, doch seine Freude währte nicht lange, denn plötzlich sprangen Connor, Luc und Spock mit lautem Geschrei über die niedrige Mauer, die das Grundstück eines Doppelhauses umgab und hinter der sie sich versteckt hatten.

Fluchtartig lief Zarin davon. In seiner Hast stolperte er über seine eigenen Füße und fiel der Länge nach auf den Gehweg. Schon waren die drei Jungen über ihm. Luc riss ihm seinen Sportbeutel aus der Hand, während Connor heftig gegen seinen Schulrucksack trat.

»Lasst mich in Ruhe!«, rief Zarin verzweifelt. »Ich habe euch nichts getan!«

»Hört, hört«, feixte Connor und schob sein Basecap ins Genick. »Der Streber hat nichts getan.«

»Schleimt sich an den Hajo ran«, rief Spock und fing mit einer Hand den Sportbeutel auf, den Luc ihm zuwarf.

Connor versetzte Zarin einen Tritt gegen das Schienbein.

»Aua!« Zarin rieb sich die schmerzende Stelle. Tränen traten in seine Augen.

Das Motorengeräusch eines Wagens, das zuerst ein leises Brummen gewesen war, wurde nun stetig lauter. Wenig später bog das orangefarbene Fahrzeug der Müllabfuhr in die Burgstraße ein.

Connor ließ von Zarin ab, sah sich um, grinste und befahl Spock: »Her mit dem Sportbeutel!« Geschickt fing er ihn auf, lief zu der von den Bewohnern des Hauses bereitgestellten Mülltonne, hob den Deckel hoch und hielt den Sportbeutel über die Öffnung.

Währenddessen näherte sich das Müllfahrzeug dem Doppelhaus. Entsetzt musste Zarin mit ansehen, wie Connor seinen Sportbeutel losließ, der Müllmann vom Trittbrett sprang und die Mülltonne zum Fahrzeug rollte, wo ein Greifer sie hochzog und den Inhalt in den Schlund des Wagens entleerte. Sein Sportzeug war auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Connor, Luc und Spock zeigten das Siegeszeichen und liefen lachend davon.

Frustriert blickte Zarin dem Müllauto nach. Hätte er doch lieber das Angebot seines Vaters angenommen, ihn von der Schule abzuholen, aber er wollte von den drei Jungen nicht wieder »Schisser« genannt werden, denn das hatten sie getan, als er sich vergangene Woche hatte abholen lassen.

Ein dunkelblauer Familienwagen bog in die Burgstraße ein. Zarins Vater Martin saß am Steuer des Vans. Er bremste sofort, als er seinen Sohn auf dem Gehweg hocken sah, riss die Wagentür auf

und sprang heraus. »Was ist passiert?«, fragte er besorgt.

»Nichts«, schniefte Zarin und bemühte sich vergeblich, die Tränen zurückzuhalten. »Ich bin hingefallen.«

»Hast du dich verletzt?«

»Nein«, wehrte Zarin ab. »Aber mein Sportbeutel ist weg.«

»Dann kaufen wir eben einen neuen«, meinte sein Vater unbekümmert und strich ihm tröstend über den Kopf.

»Aber meine Sportschuhe und Sporthose waren darin, und Montag haben wir wieder Sport in der Schule.«

»Steig ein, Zarin! Wir fahren am besten gleich zum Sportgeschäft und erledigen das.«

Zarin lächelte trotz seiner Tränen. Sein Vater war in Ordnung. Er hatte einen muskulösen, durchtrainierten Körper. Zweimal in der Woche besuchte er das Fitnessstudio. Seine lockigen, blonden Haare, die Zarin von ihm geerbt hatte, lichteten sich bereits stark an den Schläfen. Die Nase wies die gleiche Krümmung auf wie die von Zarin. Während sich Zarins Mutter immer schnell aufregte, blieb sein Vater stets ruhig und gelassen.

Zarin überlegte, ob er ihm von Connor, Luc und Spock erzählen sollte, die ihm seit seinem Wechsel zur Gesamtschule das Leben zur Hölle machten. Aber dann würde sein Vater ihn sicherlich jeden Tag zur Schule bringen und wieder abholen. Dadurch hätte er noch mehr Stress. Das wollte er auf keinen Fall. Also schwieg er.

Im Sportgeschäft kaufte sein Vater ihm Markensportschuhe in bunten Neonfarben, eine schwarze Markensportthose und einen grünen Sportbeutel.

Als sie mit dem Wagen in die Auffahrt zu ihrem Einfamilienhaus einbiegen wollten, versperrte Kater Carlo den Weg. Auch das Hupen nützte nichts. Carlo bewegte nur den Kopf, verließ aber seinen Platz nicht.

»So ein sturer Kater!«, schimpfte Zarins Vater.

Schnell sprang Zarin aus dem Auto. »He, Carlo, mach Platz, sonst wirst du platt gefahren!«

Noch immer bewegte Carlo sich keinen Zentimeter. Zarin hob den dicken, schwarzen Kater hoch und trug ihn bis zur Haustür, setzte ihn auf der Fußmatte ab und kraulte ihn am Kinn, worauf Carlo wohligh zu schnurren begann.

Zarins Mutter Claudia öffnete die Haustür. »Da bist du ja endlich, Zarin!«

Die Ärmel ihres pinkfarbenen Longshirts waren hochgekrempelt und ihre eng anliegende Jeans strotzte nur so von Farbflecken. An ihren Unterarmen und in ihrem Gesicht klebten getrocknete Tonreste. Sogar in ihrem dunkelblonden Haar, das sie zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte, befand sich rötliche Tonerde.

Zarins Mutter war Künstlerin. Wenn sie an der Töpferscheibe saß, entstanden unter ihren Händen aus einem Klumpen Ton wie durch Zauberei wundervolle Schalen, Vasen und Krüge. Bevor die Keramikteile ein zweites Mal gebrannt wurden, bemalte sie diese mit farbenfrohen Motiven. »Ich habe mir schon Sorgen gemacht«, sagte sie. »Wieso

kommst du so spät? Und warum bist du nicht an dein Smartphone gegangen, als ich angerufen habe?»

Zarin zuckte mit den Schultern. »Ton auf lautlos, Mama.«

»Hallo, Claudia.« Zarins Vater gab seiner Frau zur Begrüßung einen Kuss.

Zarin folgte den beiden ins Haus und warf Rucksack und Sportbeutel neben der Garderobe auf den Boden.

»Zarin, wie oft habe ich dir schon gesagt, dass du sorgsamer mit deinen Sachen umgehen sollst«, empörte sich seine Mutter. Sie bückte sich nach dem Sportbeutel, hob ihn auf und stutzte. »Das ist doch gar nicht deiner! Der Sportbeutel hier ist grün, und deiner ist blau. Hast du ihn in der Schule vertauscht?«

Mist, er hatte nicht bedacht, dass es besser gewesen wäre, wenn er die gleiche Farbe gewählt hätte. »Habe meinen Sportbeutel irgendwo verloren«, log er.

»Wieso verloren?«, fragte seine Mutter und sah ihn prüfend an. »Das geht nicht, Zarin. Du musst besser auf deine Sachen aufpassen! Jetzt musst du Montag ohne Sportzeug in die Schule. Wem gehört dieser Sportbeutel?«

»Mir. Papa hat ihn gekauft und dazu eine neue Sporthose und coole Schuhe.«

Seine Mutter zog die neonfarbenen Schuhe und die schwarze Sporthose aus dem Beutel. »Das sind ja alles Markenartikel!« Sie suchte nach den Preisschildern, las die Beträge und schluckte. »Martin,

wie konntest du nur wieder so viel Geld ausgeben?«, schimpfte sie.

Die Vorwürfe seiner Frau ignorierend, suchte Zarins Vater in der Küche nach etwas Essbarem. Sein Blick fiel auf die unbenutzte Arbeitsfläche und das leere Ceranfeld. »Sag mal, gibt es nichts zu essen, Claudia?«

»Ich hatte bisher keine Zeit, um zu kochen«, verteidigte sie sich. »Den ganzen Vormittag habe ich getöpft und die Krüge eben erst in den Brennofen geschoben. Morgen beginnt der Mittelaltermarkt auf dem Marktplatz und die restliche Ware muss noch fertig werden. Heute wäre es gut gewesen, wenn du uns Essen aus dem Restaurant mitgebracht hättest.«

»Ich kann doch nicht einfach Essen mitgehen lassen. Wie stellst du dir das vor? Sämtliche Lebensmittel werden aufs Genaueste kalkuliert.«

Genervt erwiderte Zarins Mutter: »Schon gut, dann mach du uns was zu essen. Schließlich bist du Koch von Beruf.«

Um einen längeren Streit zwischen seinen Eltern zu verhindern, öffnete Zarin rasch die Tür des Gefrierschranks und schaute hinein. »Wir haben noch Pizza, Mama. Sogar eine vegetarische für dich ist noch da«, verkündete er.

»Na gut, dann sei so lieb und schiebe für uns alle Pizza in den Backofen. Ich muss jetzt nach den Krügen im Brennofen sehen.« Eilig lief seine Mutter in den Garten zu einem rot gestrichenen Holzhaus, in dem sie ihre Töpferwerkstatt eingerichtet hatte.

»Heute ist der Wind günstig«, überlegte Zarins Vater laut. »Ich höre meinen Gleitschirm rufen. Nach dem Essen fahre ich zur Burg Falkenauge.« Mit einem Blick auf Zarin fragte er: »Hast du Lust mitzukommen?«

»Ja, kann ich machen, Papa.«